erhielten die Capitalisten Georg Freiherr von Sina, Freiherr von Eskeles, Isak Pereira, und Raphael Herzog von Galliera die Concession zum Ausbaue der Brucker-Raaber Bahn und schon am 12. desselben Monats langte die definitive Sanction von der Regierungsbehörde herab.

Seitdem hat die Gesellschaft verschiedene Entwicklungsphasen aufzuweisen. Schon im Jahre 1856 ging die Strecke Wien—Bruck—Raab mittelst Kauf in das Eigenthum der österreichischen Staats-Eisenbahn-Gesellschaft über und Sina trat mit seinem Consortium zurück. Einzelne Linien wurden nach dem herrschenden Bedürfnisse erweitert, riesige Capitalien verschlungen und ein vollständiges Eisenbahnnetz von 515 Meilen Länge zu Stande gebracht, so dass nun ein Verkehr mit zwei grossen Häfen Italiens, eine Verbindung mit zwei grossen Handelsstrassen, mit dem Adriatischen und Mittelländischen Meere, mit Deutschland und dem östlichen Europa hergestellt wurde. Gewiss ein glänzender Erfolg, der den grössten Erfolgen Frankreichs und Englands auf dem Gebiete der Eisenbahn-Unternehmungen würdig zur Seite gestellt werden kann!!!

Nun habe ich nur mehr die kleineren Strassen der Wiedner-Vorstadt zu besprechen, die ich der besseren Uebersicht wegen in alphabetischer Ordnung folgen lasse. Selbstverständlich kann nur von den ältesten Strassen die Rede sein, während die neuen nur insoferne Erwähnung verdienen, als sich an dieselben historische Erinnerungen knüpfen.

VII. CAPITEL.

Am Glacis (jetzige Technikerstrasse).

Der Weg, welcher sich entlang der am Glacis gelegenen Häuser von der Wiedner Hauptstrasse bis zur Heugasse hinabzieht, wurde einstens „am Glacis“ genannt; in neuester Zeit aber führt es den Namen „Technikerstrasse“, weil hier die technische Hochschule das wichtigste Gebäude bildet.

Besondere Erwähnung verdienen hier folgende Häuser:

Die evangelische Schule Nr. 1097 (neu 15).

Auf Kosten der evangelischen Gemeinde wurde nach Plänen des Architekten Theophil Hansen im Jahre 1860 das evangelische Schulhaus erbaut und im Herbst 1862 vollendet. Es besteht aus einem zweistöckigen und im Mitteltracte dreistöckigen Vierecke, welches den mit einem Glasdache überspannten Hofraum umfasst. In diesen münden ringsum die Bogengänge aus, welche zu den Schulräumen und Wohnungen führen. Von Aussen zeigt sich das Gebäude als Rohziegelbau, von welchem die reichen weissen Steingesimse und Fenstereinfassungen recht wirkungsvoll sich abheben. An der Stelle dieses Gebäudes stand einst die alte „Steinmetzwerkstätte“.[1])

[1]) Das Schulhaus umfasst zunächst eine selbstständige Unterrealschule von drei Classen, eine Hauptschule von vier Jahrgängen so wie auch eine Mädchenschule. Die Kosten wurden von der evangelischen Gemeinde bestritten.

Das Polytechnikum (heute technische Hochschule) Nr. 28 (neu 13).

Johann Josef Prechtl hiess der Mann, der die erste Anregung zur Errichtung eines „Polytechnikums" in Wien im Jahre 1810 gab, indem er in einer Eingabe an den Hofkammer-Präsidenten Grafen von O'Donnel die Nothwendigkeit eines solchen Institutes zur Hebung des gewerblichen Wohlstandes nachwies und einen vollständigen Plan, wie bei der Errichtung vorgegangen werden sollte, vorlegte. O'Donnel nahm sich der Sache auf's aufrichtigste an, und befürwortete die Eingabe auf's wärmste.

Fig. 57. Das Polytechnikum aus dem Jahre 1818.

Leider lenkte die traurige Finanzkrisis im Jahre 1811 die Aufmerksamkeit von diesem Projecte ab und erst in den nächsten Jahren wurden die Verhandlungen erneuert und den erfolgreichen Bemühungen des Staats- und Conferenzrathes Freiherrn von Stifft war die raschere Vollendung des Baues so wie auch die Herbeischaffung der nöthigen Hilfsmittel zu danken.

Schon mit Studien-Hofcommissions-Decret vom 26. März 1813 erhielt Prechtl den Auftrag, die Detailvorschläge zu machen, welche er auch wirklich schon am 25. April an die Studien-Hofcommission überreichte, infolge dessen er im Jahre 1814 die Weisung bekam, das um 80.000 fl. CM. angekaufte Haus vor dem Kärntnerthor für das Institut in Besitz zu nehmen, bei welcher Gelegenheit der Grosshändler Sina dem Institute ein Geschenk von 20.000 fl. in Hofkammer-Obligationen machte.

Das neue Gebäude wurde in den Jahren 1815 bis 1818 nach Plänen des Hofbaudirectors Josef Schemerl von Leytenbach so weit ausgeführt, als der Bedarf war, und wurde im Jahre 1836 durch Zubau im Rücken der Façade nach den Entwürfen des Professors J. Stummer erweitert. Die feierliche Grundlegung nahm Kaiser Franz I. am 14. October 1816 in eigener Person vor.

Das Gebäude, wie es sich hier ***sub Figur 57*** zeigt, hat die respectable Ausdehnung von 66½ Klafter, es besteht aus einem vorspringenden Mitteltract und zwei Seitenflügeln, hat ein System von schmalen Pfeilern mit verhältnissmässig sehr grossen Fenstern und an dem Haupteingange einen Porticus von jonischer Säulenordnung. Ober dem Giebel befindet sich eine von Klieber schöngearbeitete Gruppe, den Genius von Oesterreich, Minerva an der Seite, nebst einem Greise und zwei Jünglingen darstellend, mit mehreren Attributen der Kunst und des Gewerbes. Darunter prangt in goldenen Lettern die Inschrift:

„Der Pflege, Erweiterung und Veredlung des Gewerbefleisses und des Handels:
Franz I.“

An der Front des Gebäudes sieht man auch noch schöne Basreliefs von Klieber, symbolische Abbildungen der Mechanik, Architektur, Geschichte etc. etc.[1])

Am 3. November 1815 wurde das Institut vom Director Prechtl feierlichst eröffnet, bei welcher Gelegenheit er eine ergreifende Rede über den Zweck und die Einrichtung dieses Institutes hielt.

Im Sommer 1818 wurde auch das rückwärtige Hauptgebäude vollendet und die Lehrsäle für sämmtliche Zweige des Institutes vollständig hergestellt, so dass nun mit dem Eintritt des neuen Schuljahres (mit 1. October 1818) in sämmtlichen Lehrsälen die Vorlesungen eröffnet werden konnten.

Das Polytechnikum (oder wie es jetzt heisst „Technische Hochschule“, ist auch noch gegenwärtig eine Central-Bildungsanstalt für Handel und Gewerbe, zur Beförderung nationaler Industrie, zur Verbreitung nützlicher Kenntniss und zur Vervollkommnung aller in dieses Gebiet einschlägigen Künste und Gewerbe auf Grund wissenschaftlicher Forschungen und gründlichen Unterrichtes. Und in diesem Sinne vereinigt das Institut noch heute drei Anstalten in sich: eine **technische Lehranstalt**, ein **Conservatorium oder Museum** für Handel und Gewerbe, und einen **Verein zur Beförderung und Hebung der Vaterländischen Industrie.** Als **„Lehranstalt“** umfasst sie zwei wichtige Abtheilungen, eine commerzielle und eine technische. In der commerziellen werden alle jene Gegenstände gelehrt, welche zur Kenntniss sämmtlicher Handelsgeschäfte nöthig sind; dahin gehören: der Geschäftsstyl für Kaufleute; die Handelswissenschaft; die mercantile Rechenkunst, die kaufmännische Buchhaltung, Handelsgeographie, Handelsgeschichte und Waarenkunde. In der technischen dagegen alle jene physischen und mathematischen Lehrgegenstände, welche ihre Anwenduug auf das öffentliche und private Geschäftsleben finden, und zwar: Allgemeine technische Chemie, Physik, Mathematik, Maschinenlehre, praktische Geometrie, Land- und Wasserbaukunst und Technologie.

---

[1]) Das Bild ist nach der Natur gezeichnet und in Holz geschnitten und zeigt die Hauptfaçade in seiner ganzen Ausdehnung.

Die nöthige Vorbereitung für beide Abtheilungen wird in der Realschule (als Vorbereitungsschule) ertheilt. Das Institut als solches hat auch den Charakter einer technischen „Oberbehörde," indem alle jene technischen Gutachten, deren die höhere Stelle zu ihrer Amtshandlung bedarf, von ihr eingeholt werden müss n. Auch sind die von diesem Institute ertheilten Zeugnisse als „Staatszeugnisse" zu betrachten, indem sie den Besitzer zur Erlangung aller jener Staatsdienste befähigen, in welchen handelsfachliche oder gewerbliche Kenntniss gefordert werden.

Als „technisches Museum" besitzt das Institut wahrhaft ausgezeichnete Sammlungen, wie z B. die Modell-Sammlungen für Maschinenlehre und Baukunst, von welchen viele in den Werkstätten des Institutes selbst hergestellt wurden.[1])

Die physikalische Sammlung, welche mannigfache Apparate und Vorrichtungen enthält, wie sie sowohl zu experimentellen Vorträgen der Physik, als auch zur Anstellung wissenschaftlicher Versuche nothwendig sind.

Die mathematische Sammlung mit zahlreichen mathematischen und geodätischen Instrumenten zur praktischen Geometrie;[2]) eine Sammlung von Originalzeichnungen und Plänen für die Lehrfächer der Mechanik, praktischen Geometrie und Baukunst; ein chemisches Laboratorium, welches das grösste und vielleicht auch das vollständigste Deutschlands g nannt werden kann, mit einer reichen Sammlung von Präparaten und chemischen Instrumenten.[3])

Endlich eine mechanische und astronomische Werkstätte, welche nicht nur Apparate für die übrigen Lehrzweige, sondern auch geodätische und astronomische Instrumente in höchster Vollkommenheit verfertigt.[4])

Seitdem sind nun 72 Jahre verflossen und es haben sich die Hoffnungen erfüllt, die man in dieses Institut gesetzt, indem es das geworden, was es zu werden versprach, eine Stätte nützlicher Wissenschaften, eine Stätte zur Hebung des Handels und der Gewerbe und die Worte, die der gütige Kaiser Franz I. bei Gelegenheit der Grundsteinlegung sprach, sind bereits zur vollen Wahrheit geworden, indem er sagte:

„Als Denkmal meines Strebens, wissenschaftliche Aufklärung unter Alle Stände der österreichischen Staaten zu verbreiten, und insbesondere die gemeinnützige Ausbildung meines lieben und getreuen Bürgerstandes zu befördern, habe ich diesen Grundstein heute den 14. October 1816 eigenhändig gelegt!!"

---

[1]) Die Modellen-Sammlung enthält eine möglichst vollständige Aufstellung aller bekannten Maschinen nach passenden Massstäben und so angefertigt, dass sie leicht im Grossen angefertigt werden können. Von den neuen wichtigen werden fortwährend hier die entsprechenden Modelle aufgestellt, so dass diese Sammlung nicht nur eine vollständige Uebersicht der praktisch anwendbaren mechanischen Erfindungen aller Art gewährt, sondern auch zugleich ein Sammelplatz ist, von welchem aus die praktischen Kenntnisse des Maschinenbaues sich nach allen Seiten hin verbreiten.

[2]) Dieses mathematische Cabinet enhält diejenigen mathematischen Werkzeuge und Vorrichtungen, welche zur Darstellung und Anwendung der Lehre der praktischen Geometrie gehören, ferner alle Gattungen inländischer und ausländischer Maasse, Gewichte, Waagen etc. etc.

[3]) Eine besondere Abtheilung des Laboratoriums für die allgemeine technische Chemie enthält eine möglichst vollständige Sammlung der chemischen Präparate in gehöriger Reinheit; ferner eine vollständige Sammlung der chemischen Fabrikate, wie sie im Grossen gewonnen und in Handel gebracht werden, nach den verschiedenen Stufen ihrer Realität.

[4]) In dieser Werkstatt wurden auch die geodätischen und astronomischen Instrumente für den k. k. Generalstab, den k. k. Cataster und die k. k. Sternwarte nach Reichenbach'scher Construction verfertigt. Die dazu erforderlichen Hilfsmaschinen wurden von Reichenbach in München sammt allen erforderlichen Detailplänen angekauft, so dass diese Werkstätte nunmehr die Instrumente von gleicher Güte liefert, wie vormals die Anstalt in München. Für diese Werstätte besitzt das Institut noch heute eine grosse, von dem berühmten Reichenbach hergestellte Theilmaschine (zur Theilung der astronomischen Kreise), welche unzweifelhaft eine der vollkommensten war, die überhaupt damals bestand.

In dankbarer Erinnerung an ihren Schöpfer, errichtete die Anstalt eine Statue des Kaisers Franz I. von der Meisterhand Kliebers und stellte sie im grossen Mittelsaale auf, wo sie sich noch heute befindet. Die Statue aus cararischem Marmor stellt den Kaiser in mehr als Lebensgrösse in antikem Costüme dar, und der Sockel trägt die Inschrift:

„Franz I., Kaiser von Oesterreich, Stifter dieser Anstalt."

Beiläufig 20 Schritte vor dem Eingangsthore des Polytechnikums erhebt sich auf hohem Sockel ein Standbild aus Erz, welches den Erfinder des Schraubendampfers Josef Ressel vorstellt.

Das Ressel-Monument

wurde vom Bildhauer Fernkorn in der Zeit von 1861 auf 1862 ausgeführt und am 12. Jänner 1863 enthüllt. Wollten wir einen poetischen Massstab an diese Statue legen, so müssten wir uns offen gestehen, dass das Ganze einen allzu nüchternen, wo nicht gar unerquicklichen Eindruck auf uns macht. Das Philisterhafte guckt Ressel gleichsam aus allen Nähten seines Schulmeisterrockes hervor Haltung und Gestalt sind steif und pedantisch, der Ausdruck im Gesichte nichts weniger als seelenvoll oder erhebend und vollends der Mantel hängt ihm so trostlos steif herab, als ob er von Blech wäre! — Freilich war Fernkorn damals, als er an dle Arbeit ging, nicht mehr derselbe geniale Meister wie früher, sein Schaffensgeist erlahmte allmählich, und Trübsinn — wie seine Freunde erzählen — umlagerte seine Seele. Kurze Zeit nach Vollendung des Ressel-Monumentes bemerkte man eine völlige Veränderung in seinem Wesen, sein Geist umnachtete sich und alsbald erlag er seinem furchtbaren Zustande für immer.

Beiliegend folgt ***sub Figur 58*** eine Abbildung des Ressel-Monuments.[1])

Wenn wir in Ressel jenen genialen Denker verehren, der die Menschheit mit mehreren nützlichen Erfindungen beschenkte, wie es z. B. die Schiffschraube war, so wollen wir auch die Entstehung und den Entwicklungsgang dieser Erfindung sowie auch die Lebensgeschichte des Mannes selbst näher kennen lernen.

Josef Ressel, der Erfinder des Schrauben-Dampfers.

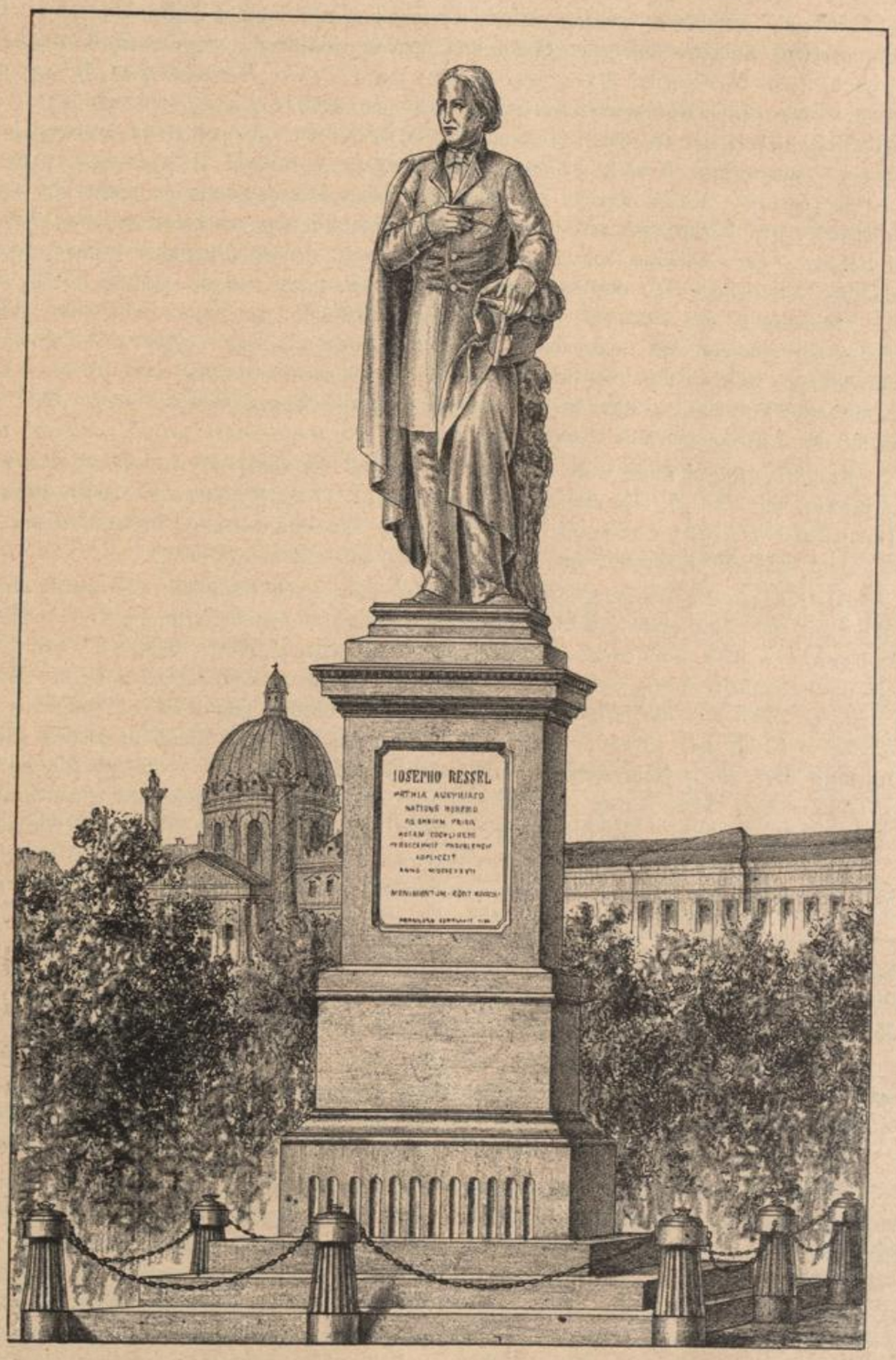
war am 29. Juni 1793 in Chrudim in Böhmen geboren, und kam nach zurückgelegten Gymnasien, 19 Jahre alt, nach Wien und bezog die Universität, wo er Mathematik, Physik und Mechanik aufs eifrigste betrieb. Im Jahre 1814 verarmten in Folge politischer Verhältnisse seine Eltern gänzlich, wodurch er gezwungen ward, sich selbst fortzuhelfen. Er suchte als unentgeltlicher Schüler in die Forstakademie nach Mariabrunn zu kommen, wurde aber angeblich wegen Körperschwäche abgewiesen.

Das Ziel, zu dem er auf geradem Wege nicht gelangen konnte, musste er auf Umwegen finden. Er versuchte — wie man sagt — auf der Hintertreppe der Weltgeschichte sein Glück! Sein Landsmann und ehemaliger Spielkamerad war erster Kammerdiener des Kaiser Franz,

---

[1]) Das Bild von Schönberger nach der Natur gezeichnet und in »Waldheim's illustrirter Zeitung« vom Jahre 1863 Nr. 56 abgedruckt, zeigt uns Josef Ressel in gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung aus der Zeit des zweiten Decenniums dieses Jahrhunderts, mit der rechten Hand die »Schiffschraube« und mit der Linken einen Zirkel haltend. Die Aufschrift auf dem Sockel aus Karststein lautet:

Josef Ressel
Patria Autriaco, Natione Bohemo, qui Omnium prior, Rotam Cochlidem Pyroscaphis Propellendis aplicuit.
Anno MDCCCXXVII.



Figur 58. Das Ressel-Monument in Wien, gegenüber der technischen Hochschule.

Namens Jellinek. An diesen wendete er sich in seiner Noth, und erzählte ihm unter Thränen, welche ungerechten Streiche ihm die Behörden gespielt hätten. „Ja, lieber Ressel," meinte Jellinek, „ich und Niemand hier bei Hofe darf dem Kaiser mit Klagen über Behörden kommen, aber weisst Du was, Du könntest ja irgend ein Probestück deiner Fertigkeit liefern, und dieses wollte ich dann dem Kaiser schon zeigen." „Gut denn," antwortete Ressel, „in einigen Tagen werde ich wiederkommen und etwas mitbringen". Ressel fertigte nun mit Hilfe eines Mikroskops eine kunstvolle Zeichnung „Die Schlacht bei Leipzig" an, und von dieser erzählte nun der Kammerdiener dem Kaiser, mit dem Beisatze, der Zeichner sei ein junger Landsmann, der von Begierde brenne, sein Werk zu Füssen des Kaisers legen zu dürfen. Der Kaiser gestattete es, und die schöne Arbeit fand den Beifall des Monarchen, der sich nun um die Lebensverhältnisse des jungen Studenten erkundigte. Das Resultat der Audienz war, dass der Kaiser dem Ressel aus seiner eigenen Privatschatulle ein Stipendium verlieh, welches ihm möglich machte, in die Forstakademie einzutreten. Er machte dort so glänzende Fortschritte, dass er während seines vierjährigen Aufenthaltes (von 1814 bis 1817) als Assistent des Lehrers gewählt wurde.

Endlich erfolgte seine erste langersehnte Anstellung als Districtsförster zu Platterjach in Krain mit 700 fl. Gehalt, eine Gage, die sich während einer 40jährigen Dienstzeit leider nicht vergrösserte! So wenig war das damalige bureaukratische System geeignet, einem wahrhaft Begabten und Verdienstvollen gerecht zu werden!!

Als Kaiser Franz gelegentlich einer Jagd Platterjach besuchte, überreichte ihm Ressel aus Dankbarkeit für seine erste glückliche Anstellung eine ähnliche Zeichnung: „Die Schlacht von Aspern", welche von einer kalligraphischen Widmungsschrift begleitet war. Von der Schönheit und Reinheit dieser Schrift war der Kaiser so überrascht, dass er sie für Kupferstich hielt, und da er Zweifel in die Möglichkeit setzte, dass dieselbe von Ressel mit einer gewöhnlichen Feder verfertigt sei, sagte er ihm: **„Schreiben Sie mir jetzt gleich in meiner Gegenwart Ihre Quittung über einen Jahresgehalt mit solcher Schrift."** Ressel vollführte diesen Auftrag auf das Glänzendste. Der Kaiser war befriedigt und entliess ihn mit den glückverheissenden Worten: »Wohlan junger Mann, gehen Sie hin und rechtfertigen Sie mit Ihrer Treue und mit Ihrem Eifer das Vertrauen, welches ich in Sie gesetzt habe." Diese wenigen aber gütig gemeinten Worte gruben sich tief in das jugendliche Herz Ressels ein!

Im Jahre 1821 wurde er zum k. k. Waldmeister in Triest befördert. Diese Versetzung sollte für seine ganze Zukunft entscheiden, denn hier wurde er mit dem Meere bekannt, hier hatte er Gelegenheit, das Project seiner archimedischen Schraube, die er schon als Student im Kopfe führte, für die Schiffahrt in Anwendung zu bringen.

Er kam nämlich mit Hilfe seiner tiefen mechanischen und mathematischen Kenntnisse auf die Idee, das Schaufelrad beim Raddampfer durch eine einfache „Schraube" („Archimedische Schraube") zu ersetzen, wobei das Wasser selbst als „Mutter („Schraubenmutter") wirken sollte, ja viel kräftiger als dies beim „Schaufelrad" der Fall war!!

Diese Idee war richtig, nur kam es darauf an, an welcher Stelle des Dampfschiffes die Schraube angebracht werden sollte. Ressel hatte den originellen und glücklichen Gedanken, die Schraube in den inneren Schiffsraum zu verlegen. Er schuf also für dieselbe einen Raum am Hintertheil des Schiffes zwischen dem sogenannten „Hintersteven" und dem „Steuerruder", welchen Raum man den „Propellerbrunnen" nennt. Es war dies die einzige richtige Stelle, wo die Schraube bei Dampfern, solid und sicher, dem Kampfe der Elemente und der Gewalt der Wellen entzogen, das grösste Mass der Sicherheit bietet.

Diese Stelle zu finden, bedurfte es eben eines jener Einfälle, die, so einfach sie sind, doch gerade das charakteristische Merkmal des Genies bilden, gleichsam ihr eigenstes „Symbol", „das Ei des Columbus"!!!

Das Hauptmoment der Erfindung also lag in der richtigen Stelle der Schraube, dies war Ressel's ureigenster Gedanke, dies war Ressel's Erfindung, dies machte das „Schrauben-Dampfschiff zum Herrscher der Meere!!" Aber wie sollte ohne Vermögen, ohne Credit und Protection die Erfindung verwerthet werden??

An so viele Personen sich auch Ressel wendete, Niemand wollte etwas wissen, Niemand sein Geld an eine scheinbar unsichere Speculation wagen.

Erst im Jahre 1826 liessen sich die beiden Kaufleute Julian und Torsitti herbei, die Kosten einer Schraube mit 60 Gulden, sage „sechzig Gulden", zu tragen und Maschinist Herrmann in Triest fertigte die Schraube von 15 Zoll Durchmesser an, auch lieferten ihm Julian und Torsitti die Barke, an welche die Schraube angebracht wurde. Der Mechanismus sollte vorläufig nicht von einer Dampfmaschine, sondern einstweilen von zwei handfesten Männern getrieben werden. Selbst schon diese primitive Art des Betriebes liess im Vergleich mit den Ruderschiffen eine enorm günstige Wirkung errathen! Das Schifflein sollte vom Triester Hafen vom Stapel laufen, doch ungläubig sah die Menge zu, und vom „Molo" und vom Hafen schallte ringsum das Gelächter, und man hörte die Witzworte: „Will denn der mit der Schraube das Meer anbohren? Aber alsbald verstummte der Spott und machte einer ernsten Verwunderung Platz, als man das eigenthümliche Schiffchen die Wellen so rasch durcheilen sah! Und obgleich die Triester die Sache als Spielzeug betrachteten, ruhte in der Brust Ressel's die wissenschaftliche Ueberzeugung, dass der „Schraubendampfer dereinst der Herrscher aller Schiffahrt werden müsse!

Im Jahre 1827 nahm Ressel ein Privilegium auf seine Erfindung und Julian und Torsitti zogen sich wegen beschränkter Geldmittel zurück. Ressel suchte nun mittelst litographischen, von der Censurbehörde genehmigten Einladungskarten eine Gesellschaft zu bilden, um die Schrauben-Dampfschiffart auf allen österreichischen Plätzen, Seen und Meeren auszuüben. Aber trotz Privilegium und Censurbehörde verbot ihm die Triester Polizei-Direction noch in letzter Stunde die Herausgabe der Einladungskarten. Ein gewisser Morgan hatte als armseliger Raddampfer-Inhaber in der Person Ressel's einen gefährlichen Concurrenten ersehen und gegen ihn die Hilfe der Polizei herbeigerufen, weil er (Morgan) schon früher ein ausschliessliches Privilegium zur regelmässigen Verbindungsfahrt zwischen Triest und Venedig erhielt. Aber das Schiff war so schwerfällig und ungelenk, dass selbst die Triester die Fahrt mit der damaligen Corriera (ein Trabackel mit einfachem Segel) vorzogen. Dennoch war dieser Polizeibefehl zum Nachtheile Ressel's leider unanfechtbar! So begann denn gegen den Erfinder der Schiffsschraube jener gefährliche Druck der Polizeibehörde, der damals so viele Jahre hindurch allgemein jeden kühnen Aufschwung von Handel und Gewerbe in unserem schönen Vaterlande hemmte und dem zuletzt auch Ressel kläglich unterliegen sollte!! Er suchte nun anderweitige Gelegenheit, seine Erfindung und sein Patent praktisch zu verwerthen!

Endlich fand er an dem reichen Triester Grosshändler Octavian Fontana einen Mann, der sich für die Sache interessirte und der auch wirklich alsbald einen umständlichen Contract abschloss. Ressel entwarf jetzt einen Plan zur Verwerthung der „Schraubenschiffahrt" im Sinne des heutigen Lloyd. Das erste Schiff wurde auf 6 Pferdekraft beschlossen, wiewohl Ressel vergebens auf grössere Dimensionen drang. Natürlich suchte Fontana als gewiegter Kaufmann nur Geldgewinn, nicht Ruhm, ihm schien daher die Linie Triest—Venedig auch mit kleineren Schiffen gewinnverheissend genug. Das Schiff selbst wurde vom Schiffbauer Zanon auf der Werfte Pamfili

gebaut, die Schraube vom Mechaniker Herrmann verfertigt. Natürlich schmiedete Morgan neue Intriguen um die Unternehmung schon im Ei zu tödten In seinem Hofrecurs stützte sich Morgan auf den Wortlaut des Privilegiums, das ihm allein die regelmässige Dampfschiffahrt zwischen Triest und Venedig zusicherte.

Es lag für jeden Juristen offen auf der Hand, dass der allgemeine Ausdruck „Dampfschiffahrt" nicht auch jene Art Dampfschiffe, die erst später erfunden wurden, von der Fahrt ausschliesse! Um nun diesem Hofrecurse die Spitze abzubrechen, sendete Fontana den argeschädigten Ressel im Jahre 1828 nach Wien, wo er bei dem Hofkanzler Grafen Sauran freundliche Aufnahme fand, Derselbe sagte sogar dem Ressel in dieser Angelegenheit zu, doch nur unter einer Bedingung: „Es müsse, wie er sich ausdrückte, die Sache ganz vaterländisch sein," und die Dampfmaschine auf Baron Baldaciis Gewerke St. Stefan in Steiermark verfertigt werden. Der Geist der Bevormundung war nämlich selbst bei den Staatsmännern so sehr in Fleisch und Blut eingedrungen, dass sogar ihr Wohlwollen davon erfüllt war; eine Lächerlichkeit, die nicht genug zu tadeln ist; als ob es bei der Erfindung des Schrauben-Dampfers nur auf „inländische Stoffe" und nicht vielmehr auf „inländischen Geist" ankäme!

Um nicht die Protection zu verlieren, ging Ressel in die Bedingung ein. Im März 1829 erlebte er die Freude, dass nun die Schraube und auch der Schiffskörper abgeliefert wurden. Nur noch die Dampfmaschine fehlte, obgleich schon ein halbes Jahr über den Lieferungstermin verstrichen war. Man wartete sehnlichst. In die Zeit des Erwartung fällt die Bekanntschaft Ressel's mit einem gewissen Bauer, dem er zum Behufe der Verwerthung der Schraube im Auslande mehrere Zeichnungen mit erläuterndem Text anvertraute, und der dann auch wirklich eine Vermittlung für Ressel mit drei französischen Unternehmern Picard, Malaë und Rivier zu Stande brachte. Mittlerweile zeigte sich die Unzulänglichkeit der Gewerkschaft St. Stefan für grössere Unternehmungen.

Um sowohl bessere Maschinenfabriken aufzufinden, andererseits die Unterhandlungen mit den drei Franzosen abzuschliessen, sendete Fontana den Ressel im Jahre 1829 nach Paris. Im April desselben Jahres zeigte Ressel auf dem grossen Canal in Paris beim „Elephanten" die Wirksamkeit seiner Schraube. Der Erfolg war ein ebenso durchschlagender, wie er einstens in Triest gewesen! Aber die dem Genius eigene Naivetät und Ehrlichkeit sollte ihm abermals einen bösen Streich spielen. Treue und Glauben auch bei Anderen voraussetzend, hatte Ressel mit den Franzosen vor der Probe keinen Contract abgeschlossen. Nach der Probe wollten sie keinen mehr schliessen, um den ganzen Gewinn für sich zu behalten.

Da stand er denn nun mit seinen Wissenschaften rathlos da. Er sah sich um die Früchte seiner langen mühevollen Arbeit auf das Gewissenloseste geprellt!! Auf solche Weise überlistet und betrogen, ohne Schutz und ohne Geld wendete er sich an Fontana um Geld zur Rückreise! Es ist nicht zu wundern, wenn Fontana, durch Zwischenträgerei und andere Umtriebe aufgestachelt, jetzt die ungünstigste Meinung über Ressel fasste und ihm nach Paris zurückschrieb, dass er von der ganzen Unternehmung, sowie auch von Ressel selbst nichts mehr wissen wolle, auch dann nicht, wenn das Sciff noch so gut gelingen sollte! Somit war Ressel so gut wie auf das Strassenpflaster von Paris buchstäblich geworfen! Seine Lage war eine nahezu verzweifelte. Wir erfahren dieselbe am besten aus einer von ihm selbst verfassten Denkschrift, welche die Geschichte der „Schiffschraube" im Vaterlande charakterisirt und die dem Erzherzog Max überreicht wurde.[1])

---

[1]) Diese Denkschrift Ressel's lautet wörtlich:

»Ich war ohne Geld und in Paris! Von der französischen Gesandtschaft wegen Mangel an Fonds zur Rückreise förmlich ausgewiesen; schwerbetrübten Herzens ging ich auf die Börse, um an der Säule Triest vielleicht einen Triester Kaufmann zu finden, der mir Reisegeld vorstreckte! Ich fand dort zwar keinen Landsmann, wohl aber einen Farbenholzhändler Namens Messonier, der mich nicht mehr losliess und mir erzählte, dass er für die von ihm neuerfundene Art der Farben-

Nachdem Ressel anderweitige Mittel fand, um nach Triest zu seiner Familie zurückzukehren, und Fontana nach dessen Eintreffen und nach der misslungenen Probefahrt und dem Polizeiverbot — (wie er in seiner Denkschrift erzählt) — sich von der Unternehmung gänzlich lossagte, so strengte Ressel gegen den contractbrüchigen Fontana die Klage auf Zuhaltung des Vertrages an. Doch war dabei für Ressel wenig oder nichts gewonnen, vielmehr nahm jetzt die Sache einen entschieden schlechteren Ausgang.

Ressel verlor in erster Instanz den Process und erhielt erst in zweiter Instanz Recht. Inzwischen war aber Fontana gestorben und Protector Sauran nach Florenz transferirt. Gläubiger drängten Ressel, während eine zahlreiche Familie in ihm seinen Ernährer sah. Er selbst war als Projectmacher verschrieen, und seine Vorgesetzten zürnten seiner, weil er auf einem so arg misslungenen Unternehmen so hartnäckig bestehe!

Auch war das Privilegium wegen Nichtausübung (richtiger wegen polizeilichem Verbot) erloschen, das Schiff „Civitta" vermoderte im Triester Hafen und wurde zu altem, morschem Holze und die Maschine und Schraube zu altem rostigen Eisen!

So tragisch endete nun in ihrem eigenen Vaterlande die „Schraube" und Ressel und Oesterreich waren des Ruhmes beraubt, die Schraube in die Schiffahrt eingeführt zu haben!

War da nicht unter solchen erschütternden Ereignissen das Leben Ressel's eine Kette von Unglück und Unrecht? Und musste er nicht vollends vor Schmerz zusammenbrechen, als eines Tages im Frühjahre 1840 ein »Schraubendampfer« unter englischer Flagge und bald darauf ein zweiter unter französischer Flagge im Triester Hafen einlief? Alles bewunderte und staunte und war von Freude ergriffen, nur Ressel allein schlich sich unbemerkt in sein Kämmerlein und weinte bitterlich, denn er sah sich von Frankreich durch Picard, Malaë und Rivier und von England durch Cummerov (mittelst Vermittlung Bauer's) um seine Erfindung schmählich bestohlen!

Extraction ein Priviligium für Frankreich nehmen wolle, und ich müsste ihm die Fabrik nach dieser Methode einrichten. Er machte mir die glänzendsten Versprechungen und bald war die Fabrik von mir eingerichtet. Aber kaum war dies geschehen, so nahm Messonier das Prvilegium für sich allein und weigerte sich, den versprochenen Contract mit mir abzuschliessen und liess sich endlich, um mich von Paris zu entfernen, zu einer Abfertigung von 1000 Francs herbei, die mich in die Lage setzte, endlich nach Triest zu meiner Familie zurückkehren zu können. Hier angelangt, fand ich Fontana in feindlicher Stimmung, und nur durch die Vermittlung des Grafen Sauran gelang es mir, das Schraubenschiff »Civitta« endlich doch zu vollenden. Inzwischen war die Dampfmaschine in Triest angelangt, die drei Bestandtheile Schiffskörper, Schraube und Dampfmaschine wurden nun in Eins vereinigt und schon nach einigen Heizungen beschloss man eine Probefahrt zu veranstalten. Im Hochsommer 1829 fand dieselbe statt. Beiläufig 40 Personen befanden sich am Schiffe, unter denselben auch der berühmte Dolpi, Director der nautischen Akademie. Das Schiff fuhr aus dem Hafen in's offene Meer, die Schraube war in Wirksamkeit gesetzt! Rasch fuhr das Schiff durch die Wogen und legte in wenigen Minuten eine halbe Seemeile zurück, so dass sich also die Geschwindigkeit auf 6 Seemeilen per Stunde belief. Mit Sicherheit konnte man bei einer etwas stärkeren Maschine 9 Seemeilen erwarten, also ein gewiss höchst befriedigendes Resultat. Alle Anwesenden jubelten. Ich selbst glaubte bereits, es sei dies eine ähnliche Triumphfahrt, wie 22 Jahre früher jene des »Fulton« zu New-York! Hatte das ärmliche Schiff des Columbus eine neue Welt entdeckt, so hoffte ich von meinem kleinen Schiffe eine neue Aera der Schiffahrt!!! Hurrah! Hurrah! Da stand aber plötzlich das Schiff stille zum Schrecken aller Anwesenden. Unverletzt war die Schraube, nur eine Röhre der Dampfmaschine war abgeschmolzen! Der gewissenlose unredliche Kupferschmied hatte, trotz des Befehles, das Rohr »weich« statt »hart« gelöthet. Wenige Stunden hätten genügt, den Schaden auszubessern. Da trat die Triester Polizei-Direction dazwischen und untersagte in väterlicher Besorgniss alle weiteren Versuche. Inzwischen war auch der Bescheid im Processe mit Morgan herabgelangt, welcher lautete: »Dampfschiff bleibt Dampfschiff! Rad oder Schraube bringt keinen Unterschied in die Sache, und da bereits Morgan auf die regelmässige Befahrung der Strecke Venedig—Triest privilegirt sei, so könne das neue Dampf-Schraubenschiff Ressel's auf dieser Strecke nur »unregelmässig« fahren!« — Damit sah Fontana seine besten Gewinnsthoffnungen zerstört und war froh, die zersprungene Röhre und das Polizeiverbot als günstigen Vorwand zu gebrauchen, um sich so von jeder Verbindlichkeit zu befreien etc. etc.«

Im Jahre 1857 auf einer Dienstreise in der Malaria des Laibacher Moores wurde er in den ersten Tagen des Octobers vom Typhus befallen, dem er schon am 10. October erlag. Ferne vom häuslichen Herde, ohne Theilnahme, ohne Pflege, hatte ihn dennoch die Geistesgegenwart noch in der Sterbestunde nicht verlassen! Auf die Rückseite eines Receptes schrieb er die letzten Abschiedsworte an seine Familie. Sie lauteten: „Im Angesicht des Todes mit der Wahrheitsliebe eines Sterbenden behaupte ich noch mein Anrecht auf die Schraube und fordere meinen Sohn auf, meine Erfindung nicht der Vergessenheit zu überlassen!"

Hart ergings ihm im Leben, aber der Tod ist ein mächtiger Versöhner; denn kaum deckt ihn das Grab, so tritt ein vollständiger Scenenwechsel ein. Der Kaiser gewahrt der Witwe den vollen Gehalt ihres Mannes als lebenslängliche Pension. Es bildet sich ein Comité, um ihm ein Monument zu setzen, ein Gutachten des Fregatten-Capitäns Littrow und ein Beschluss der hiesigen Akademie der Wissenschsften (in ihrer mathematischen und natur-historischen Classe) anerkennten die Priorität Ressel's und erklärten ihn eines Monumentes für würdig, und kaum sind zwei Jahre verflossen, so erhebt sich bereits im Lichte der Sonne, inmitten der Hauptstadt, im Angesichte der strebenden Jugend ein ehernes Colossalbild auf hohem Sockel!! Es trägt den Namen „Ressel" von Geschlecht zu Geschlecht fort, und zwingt die Weltgeschichte, ihn zur Ehre Oesterreichs nicht mehr zu vergessen![1])

Ressel's Leidensgeschichte wirft, wie wir also sehen, gar bedeutsame Streiflichter auf die früheren Zustände Oesterreichs. Besonders die Erfinder kamen schlecht weg und theilten in der Regel das gleich harte Los mit Ressel. Welche feindlichen Elemente hier wohl zu Grunde lagen, mag aus Nachstehendem entnommen werden.

Die Erfinder in Oesterreich.

Wenn wir die Geschichte der Ressel'schen Schiffschraube und so mancher anderer Erfinnungen näher betrachten, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf, „warum denn die meisten österreichischen Erfindungen vorerst in's Ausland wandern mussten, wenn sie bei uns Glück machen sollten?" Wie kömmt es, dass gerade wir Oesterreicher uns um unsere eigenen Erfindungen so blutwenig kümmerten und wir uns erst dann um sie zu kümmern anfingen, wenn wir ihre epochemachende Wirkung nicht länger mehr ignoriren konnten?

War es Mangel an Selbstvertrauen oder der angeborene Leichtsinn, der stets unseren Werth, unsere eigenen Verdienste geringschätzen liess? Oder war es der bureaukratische bevormundende Geist Oesterreichs, der damals Alles unterwühlte und kein selbstständiges Denken und Handeln aufkommen liess, und jede Neuerung hartnäckig verpönte.

Die Geschichte Ressel's lehrt uns, dass unsere Genies in der Regel kein Glück in Oesterreich hatten, ja Viele von ihnen auswandern mussten, wollten sie zur Anerkennung gelangen, wie z. B. Redtenbach, der weltberühmte Lehrer des Maschinenbaues, der sich in Carlsruhe niederliess, oder Karmatsch, der erste Technologe, der nach Hannover

---

[1]) Die Gemeinde Chrudim schmückte am 29. Juni 1861 Ressel's Gebutshaus, Breitegasse Nr. 124 mit einer Gedenktafel, und Prag liess dessen Porträtbüste bei dem Bildhauer Camillo Böhm anfertigen und in New-York hatte sich im Jahre 1866 ein Comité gebildet, welches dem Ressel in Washington ein öffentliches Colossal-Denkmal errichtete und zugleich der Familie eine Nationalbelohnung zuwendete.

auswanderte und noch viele andere landsmännische Künstler und Gelehrte, die alle erst im Auslande sich ihre Lorbeeren holten!

Das Genie war eine Zeit lange in Oesterreich so gut wie misscreditirt, besonders zur Zeit der Napoleonischen Kriege. Schon das Wort „Genie" klang fast wie ein „Scheltwort!" Das österreichischische Sprichwort: **„Das war halt wieder ein Geniestreich"** oder **„Das war ein Geniestückl"** hiess so viel, als: Das war ein toller, unüberlegter, leichtsinniger Streich, bei dem man zu Schaden kömmt!

Auch Kaiser Franz I., der unermüdlich thätige, so nüchterne Kaiser, der Nichts in der Welt leicht nahm, und der oft im Scherze von sich selber sagte **„Ich bin mein eigener Hofrath"**, theilte die weit verbreitete Meinung gegen das Genie. War er doch selbst sein lebenlang gequält und geängstigt von dem grössten Genie seines Jahrhunderts, von Napoleon!

Der letzte Geniestreich Napoleon's war der russische Winterfeldzug ohne Rücksicht auf die sibirische Kälte, und der sächsische Feldzug ohne Cavallerie, blos mit schweren ungelenken Festungsgeschützen und mit rohen rasch zusammengewürfelten Rekruten im Knabenalter, die sich beim Losschiessen der Gewehre aus Unkenntniss die Daumen wegschossen und bei den Gewaltmärschen halbtodt liegen blieben! Dies Alles hatte Freund und Feind gegen das Genie Napoleon's erbittert und überhaupt gegen alle Gewaltstreiche und Geniestreiche feindlich gestimmt!

Nach der Besiegung Napoleon's athmete der Kaiser zwar wieder auf, doch Nichts war begreiflicher, als dass er sich seitdem die Genies vom Halse schaffte, oder doch wenigstens sie nicht zum Gegenstand seiner besonderen Gunstbezeugung wählte. Charakteristisch war es daher, als er eines Tages zu Meissner (dem Erfinder der Meissnerischen Heizung) sich äusserte: **„Wissens mein lieber Meißner, mir brauchen kane Genies, mir brauchen nur gute Unterthanen, die ihre Schuldigkeit thun"**. Dieses geflügelte Wort wurde alsbald die „Regierungsmaxime" in Oesterreich, die aber leider nicht sehr geeignet war, die grossen Männer und Erfinder in Oesterreich festzuhalten.

Hätte sich z. B. Ressel mit seiner Erfindung an die Grossmuth des Kaiser Franz gewendet, ihm das Modell seines Schraubendampfers erklärt und versprochen, damit die Welt umzugestalten, der Kaiser hätte ihm, misstrauisch wie er war, nicht geglaubt, oder, was noch schlimmer gewesen wäre, ihn für einen müssigen Projectmacher, für ein Genie gehalten. Es blieb ihm daher nichts anderes übrig, als die Privathilfe in Anspruch zu nehmen, die aber bei einem so colossalen Unternehmen, wie es der Schraubendampfer war, nie ausreichte!

Noch mehrere andere Erfindungen hatte Ressel gemacht, die aber alle im Schreibpult versperrt blieben und erst nach langer Zeit auf Umwegen in's Ausland und von dort wieder nach Wien kamen. So z. B. die „atmosphärische Briefpost", die von Richardson ausgebeutet wurde, zwischen Boston und New-York zuerst in Anwendung kam und dann wieder bei uns in Wien unter dem Namen **„Pneumatische Post"** ihren glorreichen Einzug hielt! Nicht minder interessant sind noch zwei andere Erfindungen Ressel's, die aber heute noch im Verborgenen schlummern, z. B.: Ein grosser Apparat, um aus den Vegetabilien den Färbe- und Gärbestoff zu ziehen und die Extracte im festen Zustande darzustellen, und ein Mechanismus, um die Wasserkraft auf sehr grosse Distanzen anzuwenden.

Noch viele Oesterreicher und selbst Wiener hatten sich um die Menschheit Verdienste erworben, indem sie die Schöpfer nützlicher und epochemachender Erfindungen wurden. Obgleich die meisten von ihnen diese Erfindungen hier in Wien erdachten und von Wien aus über die ganze Welt ausbreiteten; so erinnern sich dennoch die heutigen Wiener nicht mehr ihrer glorreichen Namen, und es wäre in der That ein Act der Pietät, wollten wir dafür Sorge

tragen, dass ihr Name der Geschichte fortan erhalten bleibe! Wer z. B. erinnert sich heute noch der **Preschel-Zündhölzchen**, die im Jahre 1833 hier erfunden wurden und von hier aus rasch die ganze Welt eroberten, und das alte, der Steinzeit würdige Feuerzeug für immer verdrängten! Wer erinnert sich noch heute des Erfinders der **„Stearinkerze,"** die im Jahre 1837 von Wien aus ihren Weg durch die ganze Welt gemacht? Ja selbst die Gasbeleuchtung der Strassen, jene grosse Umwälzung im städtischen Leben, wurde von einem Oesterreicher aus Mähren Namens **Winzer** ausgedacht, und erst dann in England durchgeführt. Auch der Erfinder der Stenographie war ein Oesterreicher aus Böhmen und hiess **Heger**.

Wer erinnert sich heute noch des Wiener Landsmannes **Anton Häckel**, der in den Zwanziger Jahren im Hause Nr. 66 an der Wien die Physharmonika erfand, welche später **Deutschmann** durch Anwendung von zwei Druckbälgen verbesserte.

Auch **Peter Titz** in Wien, der Nachfolger Deutschmann's, verwandelte die Physharmonika durch Anwendung des sogenannten „Hammer-Werkes" in ein neuartiges Instrument, das er „Harmonium" nannte.

Wer erinnert sich heute noch des **Carl Kühle**, eines Wieners, der in den Zwanziger Jahren auf dem Schottenfelde Nr. 175 wohnte und dort die „Pedal-Harfe" erfand?

Es hiesse dem engbemessenen Raum dieses Werkes arg überschreiten, wollte ich alle Erfindungen der Oesterreicher oder Wiener aufzählen. Die wenigen Beispiele dürften genügen, um die Richtigkeit meiner Behauptung zu bestätigen.

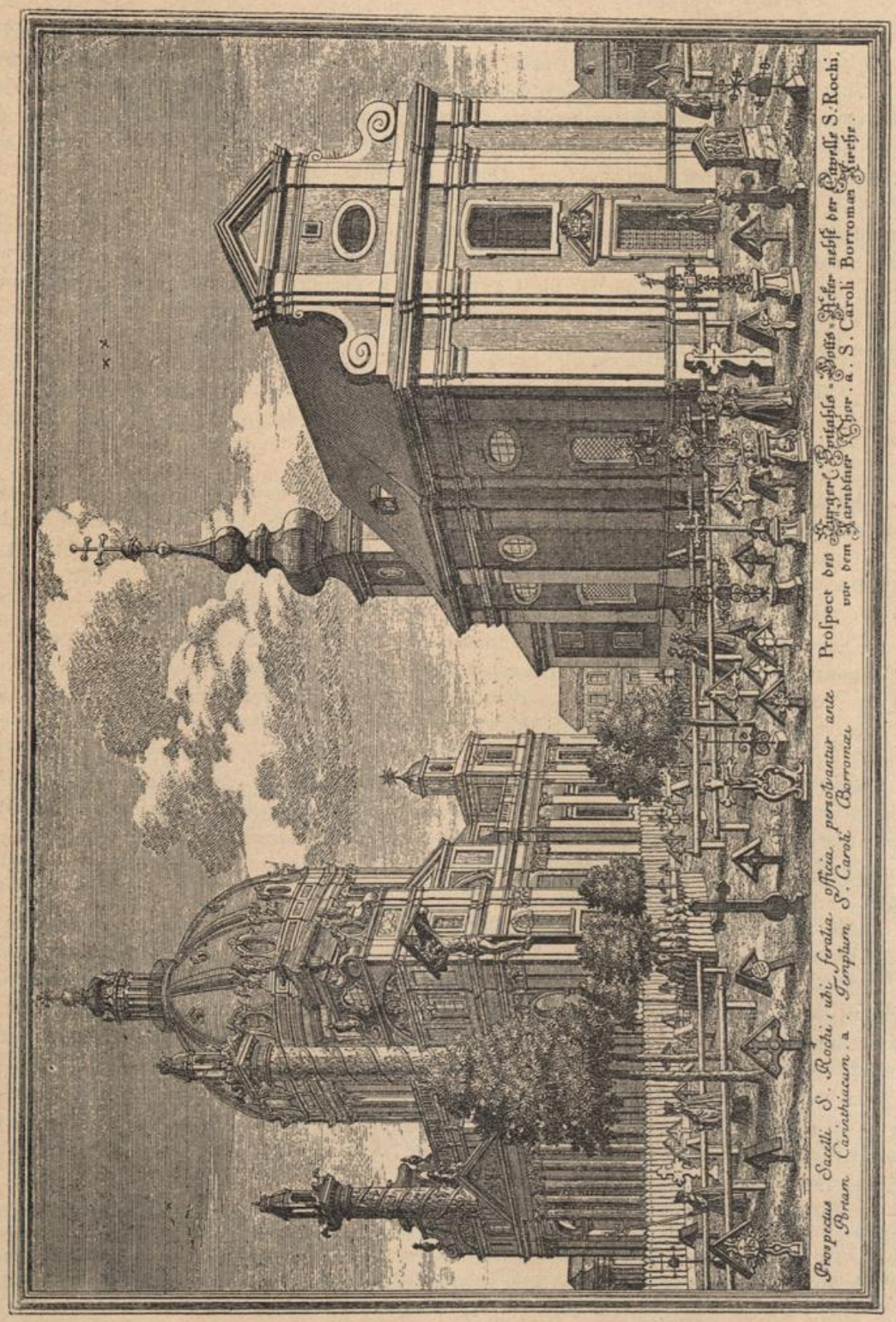
Jedenfalls gehen wir heute schon auf dem Gebiete der Erfindungen einer besseren, glücklicheren Aera entgegen, und die Erfinder von heute werden über Ungerechtigkeit nicht weiter zu klagen haben. Ja, das Beispiel Ressel's selbst, der zuletzt doch anerkannt wurde, möge jedem Ernststrebenden auf seiner einsamen Bahn der Wissenschaft Trost und Stärkung verleihen! Denn die Wahrheit hat doch immer eine siegende Kraft und keine Intrigue und keine Macht der Erde vermag sie zu schwärzen oder zu tödten!!

Der Bürgerspitals-Gottesacker und die St. Augustin-Capelle.

Noch bis zum Herbste des Jahres 1784 breitete sich zwischen der heutigen Carlskirche und dem Anfange der Panigl-, Allee- und Carlsgasse ein umfangreicher Friedhof aus, den man **„Bürgerspital-Gottesacker"** oder auch den **„Armensünder-Gottesacker"** nannte, weil hier auf dem dem Bürgerspitale gehörigen Grunde die Leichen der zum Tode verurtheilten Verbrecher beerdigt wurden. Erst die neue **Begräbnißordnung Kaiser Josefs** II. vom Jahre 1784 machte diesem Friedhofe ein rasches Ende, denn nach dieser Verordnung wurden **„sämmtliche Friedhöfe innerhalb den Linien Wiens aufgelassen und die Todten aus Gesundheitsrücksichten für die Lebenden"** — (wie es darin wörtlich hiess) — **„nicht mehr innerhalb, sondern außerhalb der Linien in den, in gehöriger Entfernung angelegten Friedhöfen begraben."**

Seidtem sind nun mehr als hundert Jahre verflossen, und es ist auch nicht die geringste Spur eines einzigen solchen Friedhofes übrig geblieben, denn sämmtliche mussten binnen zehn Jahren verbaut sein; auch an der Stelle des Bürgerspitals-Friedhofs erhebt sich seit dem Jahre 1790 eine stattliche Reihe von Zinshäusern, die noch heute einen Theil der Panigl-, Carls- und Alleegasse ausmachen.[1])

[1]) Dort, wo einst der Bürgerspital-Friedhof stand, befinden sich heute die Häuser Nr. 1, 3, 5, 7, 2, 4, 6, 8, 10 und 12 der Paniglgasse; dann die Häuser Nr. 1, 3, 5, 7, 2, 4, 6, 8 und 12 der Carlsgasse; endlich die Häuser Nr. 2, 4, 6 und 8 der Alleegasse.



Der Armensünder-Friedhof aus dem Jahre 1737.

Figur 59.

Wie wir aus einem ***sub Figur 59*** hier mitfolgenden, äusserst seltenen, daher kostbaren Bilde ersehen, war der Friedhof ziemlich geräumig ringsum mit Holzplanken umschlossen und mit vielen Grabkreuzen und Leichensteinen geziert. In der Mitte erhob sich eine Capelle im Geschmacke des XVII. Jahrhunderts. Die Wandpilaster, Schneckenwindungen und die dreieckigen Giebel verrathen den damaligen italienischen Modestyl. Ueber der Capelle erhebt sich ein zierliches blechgedecktes Thürmchen. Durch die Mitte des Friedhofs läuft — wie wir im Bilde sehen — ein mit Holzschränken abgesperrter Weg zur Capelle und seitwärts sehen wir das auf Friedhöfen gewöhnliche Crucifix, ein grosses aber einfaches Holzbild. Der Schaft steigt aus einem Steinhügel empor, welcher mit kleinen Bäumen und einer besonderen Einzäunung umfriedet ist.[1]) Im Hintergrunde sehen wir die Carlskirche, die ihre Entstehung bekanntlich einem Gelübde Kaiser Carl VI. zur Abwehr der Pestseuche verdankt, von der im Wesentlichen folgendes zu berichten ist:

Die Carlskirche.

Kaum war Carl VI. am 26. Jänner 1712 aus Spanien in Wien eingetroffen, um die Regierung der Oesterreichischen Erblande nach seinem am 17. April 1711 verstorbenen Bruders Josef I. zu übernehmen, kaum waren die letzten Spuren der Türkenverheerung verwischt, kaum begannen die Segnungen des Friedens und des Bürgerfleisses wohlthuend sich zu entfalten, als plötzlich ein entsetzliches Unglück, eine neue Geissel über Wien hereinbrach.

Die Pest war nämlich aus der Türkei wieder in Ungarn eingedrungen, und eine aus Totis kommende schwangere Schwäbin brachte dieses Unheil zu Anfang des Jahres 1783 nach Wien in die Vorstadt Rossau und in das Bürgerspital, wo sie sich einige Zeit aufhielt. Die Pest wüthete vorerst in der Vorstadt, verschonte aber auch die Stadt nicht und verbreitete sich von da über alle Orte der Nachbarschaft. Der Kaiser verblieb fortwährend in Wien, ja die Kaiserin, die als Regentin in Barcellona zurückblieb, kam sogar während das Uebel am heftigsten um sich griff, hier an! Dieser Heroismus wirkte unendlich beruhigend auf die entsetzten Gemüther unserer Wiener, um so mehr, als sie sahen, dass der Kaiser nicht blos alle Mittel der Klugheit und Vorsicht in Anwendung brachte, sondern auch zu den Tröstungen der Religion, zu der Hilfe der Kirche seine Zuflucht nahm.

Am 22. October 1713 befahl er, dass ihn um 10 Uhr Morgens die Bürgerschaft, der Clerus und die Beamten in der Michaelerkirche erwarten sollen. Niemand wusste vorher die Absicht des Kaisers. Endlich erschien derselbe persönlich im Deutschen Reichsornate in Begleitung des ganzen Hofes und sämmtlicher Würdenträger in der Kirche und ordnete an, es mögen sich sämmtliche Anwesenden unter Absingung von Gebeten und geistlichen Liedern, unter Abfeuern des grossen und kleinen Geschützes und Glockengeläute von der Michaelerkirche in den St. Stephansdom in feierlicher Procession begeben; bei dieser Gelegenheit solle auch der Erzbischof die Reliquien des heiligen Carl Borromäus von hier in die Stephanskirche übertragen. Der Kaiser selbst folgte dem feierlichen Zug. In der Domkirche

---

[1]) Das Bild ist von Salomon Kleiner im Jahre 1737 gezeichnet und von J. A. Corvinus in Kupfer gestochen, 32·2 cm breit und 21 cm hoch. Der Name der Capelle ist am Bilde irrig als Rochus-Capelle bezeichnet, denn sie wurde von einem Wiener Bürger, unmittelbar nach der zweiten Türkenbelagerung, Namens Augustin Hirneis, zu Ehren des heiligen Augustin gestiftet, daher sie auch die „Capelle zu St. Augustin" genannt wurde. Mit der Aufhebung des Friedhofes (1784) wurde auch die Capelle gesperrt und abgebrochen.

angelangt, verrichtete er stehend ein kurzes Gebet, dann aber kniete er an den Stufen des Haupt-Altares nieder und that angesichts des ganzen Volkes laut und vernehmlich ein feierliches Gelübde, dass er zur Ehre Gottes und zur Abwendung der Pest dem heiligen Carl Borromäus eine Kirche bauen wolle. Das Gelübde in Form eines Gebetes, das er selbst verfasst, las er aus einer Schrift heraus, die sich bis heute erhielt.

Dieses feierliche Gelübde, welches damals der Kaiser ablegte, dürfte, da es nur Wenigen bekannt ist, hier als ein Denkmal seiner Zeit und als ein Zeichen jener merkwürdigen bigotten Richtung, welcher der Hof und die Bevölkerung damals zugethan war, der Mittheilung werth sein.[1])

Im Februar 1714 erlosch die Seuche, nachdem sie 8644 Menschen hinweggerafft und bald nach dem Erlöschen des Uebels beschäftigte sich Carl ernstlichst mit der Erfüllung seines Gelöbnisses. Eine freundliche Anhöhe am Ausgange des Rennweges, wo damals der **kaiserliche Kalkstadl** stand, wurde zum Bauplatze gewählt. Der durch seine vielen Kunstwerke bereits berühmt gewordene Hofarchitekt **Johann Bernhard Fischer von Erlach** (senior) erhielt den Auftrag zur Entwerfung des Planes und der Hof-Baumeister **Anton Erhard Martinelli** zur Ausführung des Baues.

Die Arbeiten begannen und schon am 4. Februar 1716 erfolgte von der Hand des Monarchen die Versenkung des Grundsteines, welchen der Neutraer Bischof **Ladislaus Graf von Erdödy** eingeweiht hatte. Rascher und rascher stiegen die Mauern empor und im October 1737 war der Bau vollendet, so dass schon am 24. August 1738 der erste feierliche Gottesdienst im Beisein des hohen Gründers abgehalten werden konnte!!

---

[1]) Das Gelübde des Kaisers lautete wörtlich:

„Im Namen des einigen und allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Allerhöchster, unbegreiflicher, gerechter, langmüthiger und höchst barmherziger Gott! ich Carl, an dem Hochaltare dieser Domkirche knieend, erkenne und bekenne als Dein Diener heute vor Dir, daß ich und mein Volk vor Dir gesündigt haben, also zwar, daß durch Deine schwere Hand Verwirrung und Todesschrecken unter uns allgemein entstanden ist. Durch diese Strafe gewarnet, bitten wir Dich um Vergebung unserer Sünden; denn eingedenk Deiner Barmherzigkeit, heilst Du, was Du schlägst, und führest wieder zurück, was Du zur Todespforte hinführest. In Erkenntniß dieses Deines gütigsten Willens, sage ich Dir, als dem Herrn des Lebens, mit andächtigem Herzen Dank und hoffe ganz zuversichtlich, daß Du, o Gott, unser Erretter, indem wir auf Dich allein hoffen, unser Schild wider die Todespfeile sein und uns durch die Provinzen unseres Reiches mit dem Leben auch die vollkommene Gesundheit schenken werdest. Daher ich für mich und meine Familie, für meine Königreiche und Provinzen verspreche und gelobe, daß ich zur Vermehrung Deiner Ehre und zur Aufnahme unseres heiligsten Glaubens eine neue Kirche unter dem Titel des heiligen „Carl von Borromä" erbauen und Mittel und Sorge aufbieten werde, damit in dieser Kirche zu ewigen Zeiten um Abwendung der Pest in den österreichischen Staaten, nach mit der Glocke gegebenen Zeichen, täglich eine stille, am Donnerstage jeder Woche aber eine gesungene Messe gehalten werde, da auch zugleich Nachmittags der Rosenkranz mit fünf Absätzen und die lauretanische Litanei soll gebetet werden. Gleichwie ich ferner mich, meine Nachfolger und die Stände der Provinzen vor Dir, o Gott der Herrlichkeit, zu Haltung dieses Sühnungsgelübdes verbinde, um Dir für alle Wohlthaten zu danken, Vergebung zu erflehen und Abwendung der Uebel zu erbitten, so will ich Dich durch die unendlichen Verdienste Jesu Christi unseres Erlösers und Urhebers unseres Lebens, und durch die häufigen Verdienste der ohne Makel empfangenen Jungfrau Maria, der Heiligen Stephan des Königs, Wenzel, Adalbert und anderer Schutzheiligen, fußfällig und inbrünstig gebeten haben, Du möchtest dieses Opfer meines unterthänigsten Gelübdes Dir, o Gott, mein Herr gefallen lassen, und auf diesen Dir gelobten Tempel, auf dieses Heiligthum, dessen Steine auch bei unserem Schweigen Dein Lob ausrufen und verkünden werden, als auf das Zeichen des, zwischen Dir und uns vermittels Deiner Gnade gemachten Bundes von Deinem himmlischen Thron herabsehen, damit Du, o großer Gott, in Deiner großen Güte, Dich unser erinnerst, und damit wir, deiner Befehle, Gerichte und wunderbaren Werke eingedenk, und frei von aller Furcht der Uebel des Krieges, des Hungers und der Pest, sowohl die noch übrigen Personen unserer Familie gerettet, als auch nach unserem Wunsche unser Volk mit überflüssigem Segen von Dir immer begabt sehen mögen; was ich Carl, der ich zur Haltung dieses Gelübdes verbunden bin, wünsche und hoffe."

Die Kirche gewährt einen höchst malerischen Anblick und zählt zu den schönsten ihrer Art. Auf elf steinernen Stufen steigt man zum prächtigen Portal hinan, das auf sechs korinthischen Säulen ruht, am Giebel (der ein Dreieck bildet), sind in halb erhabener Arbeit auf weissem Marmor die Wirkungen der Pest in Wien dargestellt und unter demselben steht mit grossen goldenen Buchstaben das kaiserliche Motto:

„*Vota mea reddam in conspectu timentium Deum.*"

Zu beiden Seiten des Portales erheben sich zwei freistehende Säulen in dorischer Ordnung; sie sind von innen hohl und mit Wendeltreppen versehen, die bis zu den Capitälern führen, von aussen mit Sculpturen verziert, die in gewundenen Reihen à la Trojan in halberhabener Arbeit bis zu den Capitälern reichen. Auf der einen Seite (und zwar zur rechten) ist das Leben und der Tod des heiligen Carl dargestellt, und auf der andern (zur linken) dessen Wunderthaten. Diese Arbeiten wurden im Auftrage des Kaisers von **Johann Christoph Mader** verfertigt.[1])

Oben auf den Capitälern sehen wir an beiden Säulen kleine „Thürmchen" mit Glocken angebracht, und an den vier Seiten der Capitäle von Erz gegossene, stark vergoldete, mit den Flügeln zusammenstossende Adler, welche ein Geländer herum bilden. Etwas weiter zurück an beiden Seiten der Kirche bemerken wir zwei etwas niedrigere Nebengebäude in Form von „Triumphbögen", die zum Standpunkte der Uhrwerke und Glocken dienen.

Die Kirche, eine der imposantesten Kuppelbauten der neueren Zeit, bildet den eigentlichen Mittelbau des Ganzen; derselbe erhebt sich auf einem rechteckigen Grundrisse mit geradlinigem Chorabschlusse. In der Mitte baut sich über dem Schiffe ein kleineres Achteck auf, welches mit einer langgestreckten Kuppel und einer sogenannten „Laterne" gekrönt ist. Jede Seite des Achteckes ist durch Doppelsäulen verstärkt, von einem hohen Fenster durchbrochen und schliesst oben mit einem zopfigen Giebel ab.

Den Haupteingang zur Kirche bildet, wie schon erwähnt, eine imposante „Vorhalle", ober welcher folgendes Epigraph" zu lesen ist:

„*IN GLORIAM | DEI OMNIPOTENTIS | D. CAROLO BOROMAEO DEPRECATORI | CAES. AUG. CAROLUS VI. | REX. CATH. ET APOST. | SOLVIT. VOTUM | CUIUS PRO SALUTE | POPULI. A. MDCCXIII. REUS | ET. ANNO EODEM COMPOS. | FACTUS EST.*"

Ueber dem Frontispice und zwar in der Mitte desselben sehen wir die Figur des heiligen Carl Borromäus überlebensgross, knieend auf Wolken, um Hilfe flehend und die Arme gegen Himmel erhebend, von den Sinnbildern der vier Cardinaltugenden (Glaube, Gebet, Liebe und Busse) umgeben.

Diese Bildhauerarbeiten stammen von der Hand des Bildhauers Johann Stanetti. Vorstehendes Bild ***sub Figur 60*** zeigt uns die Carlskirche in ihrer Vollendung, u. zw. in ihrer ganzen Ausdehnung von der Hauptfaçade aus betrachtet.[2])

---

[1]) Johann Christof Mader (auch Mäder und Maderer genannt) in Oberstorf in Böhmen 1697 geboren, war Mitglied der Akademie und verlegte sich besonders auf Gravuren in weichem Metall. Diese Technik war nämlich in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts äusserst beliebt und ist heute (wie die Wachsboussirkunst) unverdienterweise vernachlässigt, ja gänzlich verdrängt.

[2]) Das Bild nach der Natur gezeichnet und in Kupfer gestochen zeigt uns die Hauptfront der Carlskirche. Der Totalanblick ist unstreitig ein imposanter, erhebender und feierlicher zu nennen; ganz dem Zwecke seiner erhabenen und ernsten Bestimmung entsprechend. Wenn auch nicht geleugnet werden kann, dass die vielen Spitzen, Kuppeln und Thürme, weil sie von verschiedenen Höhenmassen beherrscht sind, auf den Beschauer etwas unruhig wirken, so bilden dennoch die einzelnen Theile in ihrem Zusammenhange ein schönes selbstständiges und harmonisches Ganze.

Aber so wie dieser Gottestempel schon auf den ersten Blick durch sein herrliches Aeussere für sich einnimmt, so fesselt auch sein Inneres, durch seine architektonischen Schönheiten und durch manche treffliche Werke der Malerei und Sculptur.

Das Innere der Carlskirche und seine Kunstschätze.

Schon beim Eintritte in die Kirche erregt die schwindelnde Höhe des Kuppelbaues in uns ein eigenes Gefühl der Ueberraschung. Unwillkürlich richtet sich unser Blick nach aufwärts, nach der „Laterne", von der das goldige Sonnenlicht sich über das ganze Haus milde ergiesst und wohlthuend in der Laternendecke in mildem Farbenglanze das Sinnbild des heiligen

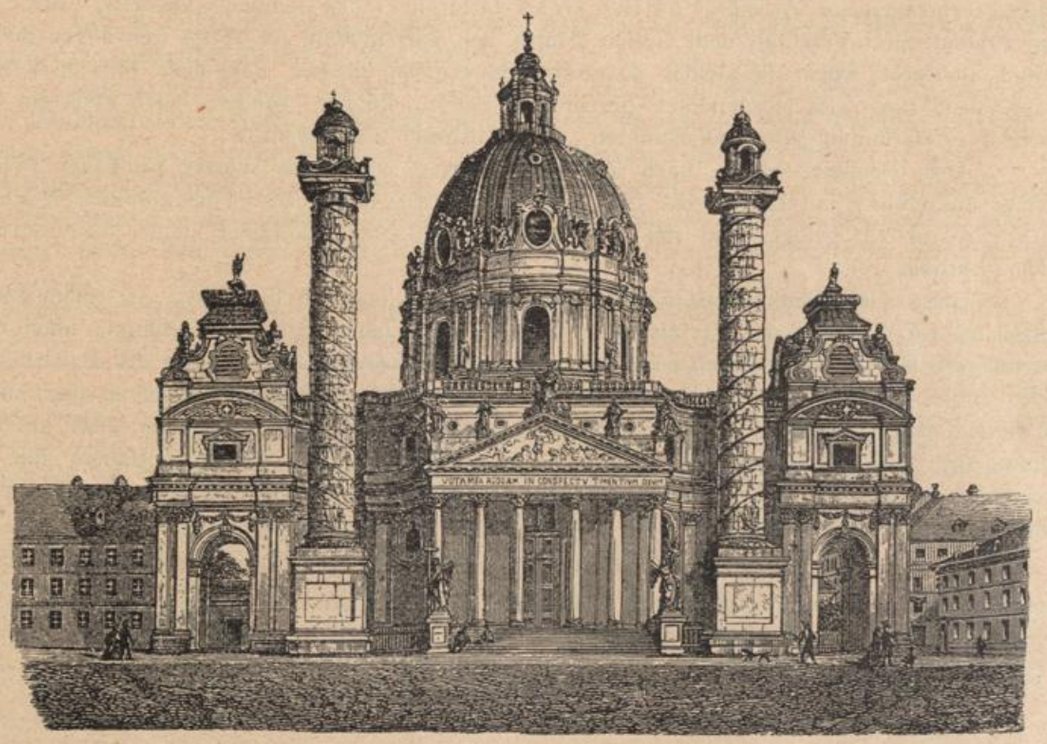


Fig. 60. Die Carlskirche.

Geistes und das umfangreiche „Kuppelgemälde": Die Aufnahme des heiligen Carl Borromäus in die Herrlichkeiten des Himmels von **Rothmayer**, und die Kuppelfresken der Architektur von Cajetan Frank, unser Auge blenden und fesseln! Treten wir etwas näher, so sehen wir am Hauptaltare eine schön componirte Statue des heiligen Carl aus weissem Kunstmarmor und mehrere Nebenfiguren, die uns entzücken. Nebenan lenkt ein alterthümliches Cruzifix aus Elfenbein gleichfalls unsere Aufmerksamkeit auf sich; es ist ein werthvolles Geschenk Kaiser Josef II. Halten wir noch weitere Umschau nach rechts und links, so finden wir auch auf den Seitenaltären mehrere hervorragende Kunstwerke, so z. B. an der Evangelien-(Kanzel-)seite **Pellegrini's** „Heilung der Gichtbrüchigen", ein gut erhaltenes

farbenreiches Gemälde voll Bewegung und Klarheit in der Composition; dann **Sebastian Ricci's** „Himmelfahrt Mariens", an die besten Maler der venetianischen Schule erinnernd; ferner **Josef Wessely's** „Unbefleckte Empfängniss Maria's", ein von diesem Ordenspriester fleissig gemaltes, wiewohl etwas düster gehaltenes Bild, das sich jedoch über die gewöhnliche conventionelle Form erhebt und dem ein künstlerischer Werth nicht abgesprochen werden kann; endlich **Daniel Gran's** berühmtes Bild: „Der römische Hauptmann", ein Kunstwerk aus seiner besten Zeit.

An der Epistelseite finden wir: **Van Schuppen's** „Heiliger Lucas", von ihm gemalt, als er bereits Akademie-Director war und ein Musterbild für seine Schüler „als Vorlage" leisten wollte. Das Antlitz dieses Heiligen trägt genau die Züge des Künstlers; dann **Daniel Gran's** „Heilige Elisabeth" und **Altomontes'** „Auferweckung des Jünglings von Naim". Beide Gemälde zeichnen sich durch correcte Zeichnung und schönes Colorit aus. Von den Sculpturen ist als die hervorragendste Arbeit „Collin's Grab-Denkmal" zu nennen Dasselbe wurde von seinem Freunde und Verehrer, dem Grafen **Moritz von Dietrichstein**, im Wege freiwilliger Beiträge zu Stande gebracht, wobei die Gelder so rasch und ergiebig flossen, dass nicht blos in kürzester Zeit zur Ausführung des Monumentes geschritten werden konnte, sondern auch noch ein Geldüberschuss zur Gründung einer sogenannten **„Collinstiftung"** übrig blieb.[1])

Das Denkmal wurde nach Fügers Entwurf von dem Wiener Bildhauer Johann Sautner ausgeführt, am 12. August 1813 der Grundstein durch den Obersthofmeister Fürsten Trautmannsdorff gelegt, und am 1. September 1813 das Monument in der Carlskirche feierlichst enthüllt.

Dieses Grab-Denkmal ist äusserst seelenvoll und poetisch concipirt. An einem Eichenstamm sehen wir die Lyra des Verblichenen mit ihren goldenen Saiten aufgehängt, unter dieser liegen mehrere Rollen, auf welchen seine Werke verzeichnet sind. Der Genius der Dichtkunst bedeckt sie mit dem Lorbeer und weiht sie zu unvergänglichem Ruhme, indem er das Sinnbild der Ewigkeit, den „Schlangenreif", sinnend betrachtet. Ihm aber gegenüber sitzt mit abgewandtem Antlitz der Genius des Todes; seiner Hand ist die Fackel entfallen, mit dem Cypressenzweige berührt er die Dichtung des Dahingeschiedenen und hemmt ihren Lauf durch den Beschluss des waltenden Schicksals.

In einem aufgerollten Bande lesen wir diesen unerbittlichen Beschluss der da lautet:

„Geb. den XXVI. Dec. MDCCLXXI.
Gest. den XXVIII. Juli MDCCCXI."

und ober dem Genius zeigt sich die einfache Inschrift:

„Dem Vaterländischen Dichter | Heinrich Collin | MDCCCXIII."[2])

---

[1]) Moritz Graf Dietrichstein veranstaltete zur Errichtung eines Denkmals für Heinrich Collin nicht blos freiwillige Sammlungen, sondern auch am 15. December 1811 eine »Collinfeier« im grossen Universitäts-Saale und am 3. April 1812 eine zweite Feier im k. k. Hofburgtheater. Die Theater in Lemberg und Prag schlossen sich diesem Beispiele an, und das Prager Theater gab des Verewigten letzte Arbeit: »Die Horatier und Curiatier«, infolge dessen so viele Gelder einflossen, dass von den Monumentkosten noch extra 6000 fl. übrig blieben. Da machte Graf Dietrichstein den Vorschlag zu obiger Stiftung, welche zu Ehren Collin's die „Collinische Stiftung" genannt wurde. Die Stiftung besteht darin, dass nach dem Stiftsbriefe ddto. Wien, den 26. Dec. 1813 Handstipendien an der Wiener Hochschule mit jährlichen 300 fl. W. W. gestiftet wurden, wozu nach Vorschrift des Stifters nur solche Jünglinge zum Genusse berufen sind, welche sich durch Talent, Fleiss und tadellose Sitten auszeichnen, die philosophischen Studien zurückgelegt haben, und in den ersten Jahrgang der Rechtsstudien eingetreten sind. Der Genuss dauert bis nach Absolvirung vollendeter Rechts-Wissenschaft

[2]) Heinrich Collin, in Wien am 26. December 1771 geboren, der Sohn eines berühmten Arztes, machte seine Studien in Wien, widmete sich frühzeitig der dramatischen Dichtkunst und machte sich durch seine Trauerspiele: »Regulus«, »Cariolan«, »Polygrena«, »Bianca della Porta«, »Mäon«, »Horatier und Curiatier«, sowie durch

Die geistliche Seelsorge der zur Pfarre erhobenen Kirche wurde von Kaiser Carl VI. mit Verordnung vom 10. November 1733 (also noch während der Bauführung) dem **„ritterlichen Orden der Kreuzherren mit dem rothen Sterne“** übertragen, die noch heute dieser Kirche in der Seelsorge vorstehen.[1])

Die Fruhwirth'sche Gewehrfabrik Nr. 100 (neu 9).

Dieses Gebäude, so schlicht und einfach es auch heute uns scheinen mag, verdient dennoch mit vollem Rechte als geschichtlich interessant genannt zu werden. Denn von hier aus nahm das Zündnadel-Gewehr und der Hinterlader seinen Triumphzug durch die ganze Welt und verdrängte das alte Gewehr mit seinem veralteten **Feuerstein-Schlosse**!!

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts stand hier ein weitläufiges klosterartiges Gebäude, das man das **„Bedienten-Spital zu St. Josef“** nannte.[2])

Später hob Kaiser Josef II. das Spital wieder auf und an dessen Stelle erbaute der kaiserl. **Büchsenspanner Josef Fruhwirth** ein Wohnhaus für sich und seine Familie. Im Jahre 1798 installirte dessen Sohn Johann als erster Hofbüchsenmacher hier eine Feuergewehr-Fabrik und wusste die Zeitumstände so glücklich für sich zu benützen, dass er das gesammte (damals neu creirte) Bürgermilitär als Abnehmer für seine Gewehre bekam. Im Jahre 1803 wurde er zum Oberlieutenant des bürgerlichen Artillerie-Bombardier-Corps befördert und hinterliess ein so

---

seine Gedichte (Wien 1812) einen ehrenwerthen Namen. Seine begeisterte Vaterlandsliebe spricht sich am deutlichsten in den »Wehrmannsliedern« aus, neben denen noch seine Romanzen »Kaiser Max auf der Martinswand« und die Bruchstücke eines unfertigen Epos »Rudolf von Habsburg« besonders zu nennen sind. Leider strebte er nur nach dem Muster der griechischen Tragiker, suchte die Erhabenheit in der möglichsten Einfachheit und Ruhe der Charaktere. Da aber die Leidenschaften der handelnden Personen im Kampfe mit dem Schicksale viel zu wenig kräftig zum Ausdrucke gelangten, dagegen heroische Aufopferung und edelmüthige Gesinnung zu oft, ja fast immer zur Vorstellung kam; so wirkte dies zu ermüdend auf die Zuhörer und schwächte jedenfalls die Wirkung des Ganzen, daher Collin mit seinen Stücken eigentlich nie auf der Bühne Glück machte.

Ein Nervenschlag raffte ihn am 28. Juli 1811 allzufrühzeitig dahin. Er starb in Wien am alten Fleischmarkt im Hause Nr. 706 (heute Nr. 15) und wurde am Friedhof zu Gersthof beigesetzt, am 31. Juli 1846 aber auf den neuen Friedhof dieser Dorfgemeinde übertragen.

Collin starb als k. k. Hofrath und Ritter des kaiserl. östereichischen Leopoldordens mit dem Prädicate »Edler von«. Er war ein vortrefflicher Charakter, ein echter Wiener, ein durch seine unermüdliche Thätigkeit und Vaterlandsliebe ausgezeichneter Mann. Seine Werke erschienen gesammelt in Wien 1812 bis 1814 in 6 Bänden. Sein um 8 Jahre jüngerer Bruder Matthäus Collin war ebenfalls dramatischer Dichter und seit 1815 Erzieher des jungen Herzogs von Reichstadt (Sohn Napoleons).

[1]) Der Ursprung dieses Ordens verliert sich in das Dunkel der Kreuzzüge. Seine ersten Genossen tauchten im Jahre 1217 in Böhmen auf, widmeten sich dem Schutze und der Begleitung der Pilgrime in das gelobte Land, der Pflege der armen hilflosen Menschheit und der Seelsorge. Nach den Statuten dieses Ordens besteht noch heute an der hiesigen Commende ein Armenhaus **„Die Johannes-Spitals-Stiftung bei St. Carl“**, worin einer bestimmten Anzahl armer Leute gänzliche Versorgung und Pflege zu Theil wird. Früherer Zeit waren die dortigen Pfründner gleichförmig in roth und schwarzes Tuch gekleidet.

[2]) Im alten Grundbuche heisst es: **Im Jahre 1744, abgegeben von den Abtheilungen des Altschaffer'schen Gartengrundes an Juliana von Thron, geborene Altschaffer, im Jahre 1753, Theresia von Thron und Neugebautes Spital, deren Herren Bedienten bei St. Joseph; 1795 Josef Fruhwirth, kais. Büchsenspanner.** Der sogenannte Altschaffer'sche Garten musste sehr umfangreich gewesen sein, denn an dessen Stelle befinden sich heute die Häuser 3, 5 und 9 der Technikerstrasse; dann die Häuser 3, 5 und 7 der Alleegasse und die ersten sieben Häuser der Heugasse. Sie waren Eigenthum des **Stadt-Unterkämmerers Altschaffer.** Er erreichte das hohe Alter von 103 Jahren und starb am 5. Jänner 1723. Seiner Besitzungen auf der Wieden geschieht schon im **Wiener Burgfrieden-Privilegium** Kaiser Leopold I. vom 15. Juli 1698 (Codex Austr. II 499) Erwähnung.

bedeutendes Vermögen, dass sein Sohn Ferdinand die Fabrik auf das Splendideste zu vergrössern vermochte, die Erzeugnisse um mehr als das Zwanzigfache erhöhte und stets 200 bis 250 Arbeiter beschäftigte. Er verbesserte auch die „Feuergewehrschlösser", indem er zuerst die „Zündergewehre" ins Leben rief, welche die Feuerstein-Gewehre verdrängten und später auch die „Hinterlader".

Ueber jede dieser Verbesserungen nahm Ferdinand Fruhwirth ein Privilegium, und das Hofärar versah alsbald die ganze Armee mit solchen neuverbesserten Gewehren, die an Güte und Treffsicherheit wohl nichts zu wünschen übrig liessen. Noch heute ist die k. k. Gensdarmerie und Cavallerie mit solchen Fruhwirth'schen Hinterladern versehen.[1])

Erst als die Werndl'sche Actien-Gesellschaft im Jahre 1872 ins Leben trat, welche sämmtliche Waffen- und Gewehrfabriken in sich aufnahm, wie z. B. die Wenzl'sche in Margarethen, die Benz'sche in der Josefstadt, Kaiserstrasse, wurde es auch im Fruhwirthhause stille, das Getriebe der Maschinen verstummte, die inneren Räume des Hauses, wo sonst viele hunderte von gewerbfleissigen Händen sich zu regen pflegten, wurden menschenleer und die Fruhwirth'sche Fabrik übersiedelte noch im selben Jahre nach Steiermark, wo sie sich der Werndl'schen Actien-Gesellschaft für immer anschloss.

Ein Bild, ***sub Figur 61,*** zeigt uns die inneren Hofräume dieses Fabriksgebäudes, das sich jetzt so bescheiden, ja fast furchtsam, wie Schutz suchend, an den mächtigen Kuppelbau der Carlskirche anschmiegt.[2])

Im Fruhwirth'schen Hause befand sich auch das Atelier des vaterländischen Bildhauers Johann Schaller, desselben, der für die Hofkirche zu Innsbruck das Grabdenkmal des Andreas Hofer ausfertigte und dem die Auszeichnung zu Theil wurde, dass Kaiser Franz I. und dessen Gemalin das Atelier, in welchem das Monument zur Besichtigung ausgestellt war, am 12. December 1833 mit ihrem Besuche beehrten.[3])

Das Mondschein-Haus Nr. 102 (neu 1)

hat seinen Namen von jenem berühmten Tanzsaal, den die Wiener allgemein den „Mondscheinsaal" nannten, und der zu den vorzüglichsten Belustigungsplätzen der Wiener gehörte.

Schon die Nennung dieses Namens dürfte bei vielen älteren Wienern, die den Glanz dieses Saales mit eigenen Augen sahen, manche angenehme Erinnerungen erwecken, die uns auch für spätere Zeiten erhalten bleiben sollten!!

---

[1]) Interessant ist die Bemerkung, dass die besten Wiener Gewehrfabrikanten jener Zeit als: **Johann Contriner**, in der Stadt 619, **Franz Contriner**, Rossau 151, **Anton Haberstro**, Alservorstadt 308 und **Georg Thomas Kimmel**, Mariahilf 59, mit dem Fruhwirth'schen Etablissement nicht concurriren konnten. Nur die kaiserliche Gewehrfabrik in der Währingerstrasse 201 war ein mächtiger Rivale! Sie wurde im Jahre 1785 von Kaiser Josef II. gegründet, mit einem Büchsenmacher-Lehrinstitute versehen und mit vielen kostbaren Instrumenten und Maschinen bereichert, wodurch die Fabrication sehr erleichtert und beschleunigt wurde.

[2]) Das Bild, nach der Natur gezeichnet und in Holz geschnitten, zeigt uns den inneren Hof des Fruhwirthhauses, wie er nach Auflassung der Fabrik noch gegenwärtig besteht. Der kleine Einzelbau in der Mitte des Bildes, der einstens eine Capelle repräsentirte, von der noch gegenwärtig eine Muttergottes-Statue mit dem Heiland im Schosse, Zeugniss ihrer früheren Bestimmung gibt, war später eine Schmiede und ist gegenwärtig zu einem Pferdestalle degradirt, Das Gebäude rechts bildet heute das Atelier des Bildhauers Schwertzeck. Die übrigen Räume sind Privatwohnungen geworden.

[3]) Johann Schaller, am 30. März 1777 in Wien geboren, Schüler der hiesigen Akademie und später Professor daselbst, war ein ausgezeichneter Bildhauer im religiösen und historischen Fache; sein »Andreas Hofer« gehörte zu seinen unstreitig besten Meisterleistungen. Er starb in seiner Vaterstadt Wien am 15. Febr. 1842.

Der Mondschein-Saal

verdankt seine Entstehung einem gewissen **Kronschabel**, der diesen Riesen-Saal erbaute und im Carneval 1773 zum ersten Male eröffnete. Nun war wieder ein neues Eldorado für die tanzlustigen Wiener und Wienerinnen geschaffen, aber auch eine Erholungsstätte für jene,

Fig. 61. Die Fruhwirth'sche Gewehrfabrik.

welche sich den Freuden der Tafel oder einer erfrischenden Augenweide hingeben wollten!

Der Saal bildete ein längliches Viereck, und an den beiden Längenseiten lief eine zierliche Galerie, von wo man einen reizenden Anblick über das Ganze genoss. Die weiten Räume waren auf das Glänzendste eingerichtet und mit brillanten „Glaskronenlustern" erleuchtet, gewiss für die damalige Zeit ein unerhörter Luxus von vollendetstem Effecte! Nirgends tanzte man mit grösserer

Bravour, aber nirgends war auch der Fussboden sorgfältiger geglättet und gebohnt! Man walzte in rascherem Tempo, oder wie die Wiener sagten, „man tanzte den „Langaus"", daher der Saal auch im Volksmunde der „Langaus-Saal" genannt wurde. Wie man aber diesen Langaus bei uns daheim tanzte, mag in Nachfolgendem seine Erklärung finden.

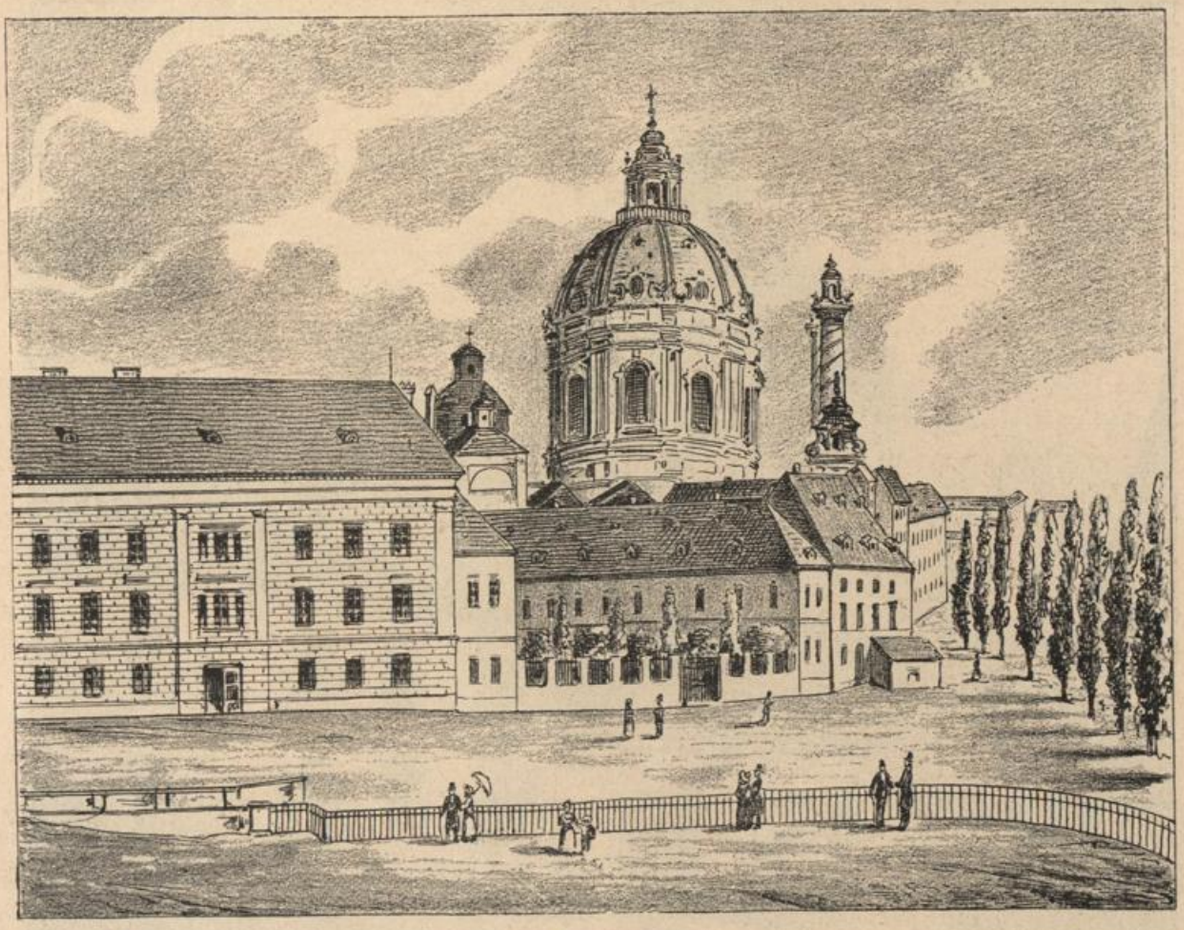


Fig. 62. Das Mondscheinhaus.

Der Langaus-Tanz der Wiener.

Der „Langaus-Tanz" war nichts anderes als ein rascheres Walzen oder ein Walzen mit längeren hüpfenden Schritten als gewöhnlich. Diese Art zu tanzen begann gegen Ende der Zwanziger Jahre. Damals gehörte es nämlich zum feinen Tone, ein Tänzer von Bravour zu sein. Der „Langaus" aber erforderte die grösste Bravour; da galt es, seine Tänzerin von einer Ecke in die entgegengesetzte im rapidesten Tempo zu „walzen". Wäre es nur bei einer Tour in diesem riesigen Saale geblieben, so hätte man dieses bachantische Treiben allenfalls noch billigen können; allein sechs bis acht Mal musste der Kreis athemlos und ohne Rast

beschrieben werden; dabei suchte ein Paar das andere zu überflügeln, bis nicht selten ein Nasenbluten, eine Ohnmacht oder gar ein Lungenschlag der Raserei ein plötzliches Ende machte!! Solch' schreckliche Intermezzos veranlassten endlich die Polizei, den „Langaus" gänzlich zu untersagen.

So hat denn der Langaussaal — (wie Bäuerle als Augenzeuge uns erzählt) — sich unsterblich gemacht, durch die Sterblichkeit in den Reihen der jungen Leute, die ihn besuchten und dort ausschliesslich den „Langaus" tanzten.

Der Saal hatte im Laufe der Zeit verschiedene Epochen durchzumachen; so büsste er z. B. nach dem Tode Kronschabel's einiges von seinem alten Glanze ein, bis wieder im Jahre 1805 die Pachtung in die Hände eines Franzosen, des Traiteurs Jean Beaucousin kam, der es verstand, durch zeitgemässe Verschönerungen dem Modegeschmacke Rechnung zu tragen. Nach der zweiten französischen Invasion (1809) und nach dem Bankozettelsturze und der Finanzkrisis 1811 bis 1813 begann der Glücksstern abermals etwas zu erbleichen und der Vorstadt-Humorist Gevay widmete diesem Saale deshalb in einem launigen Gedichte einige Strophen der Erinnerung.[1])

Im Jahre 1825 musste der Mondschein-Saal der Clavierfabrik des Conrad Graf weichen, indem bei dem Umbau des Hauses der Saal gänzlich verschwand, nur das Gasthaus blieb übrig, dessen Namen noch heute an den Glanz früherer Tage erinnert.

Ein Bild aus den Zwanziger Jahren ***sub Figur 62*** macht uns mit der Gestalt der eben beschriebenen Häuser bekannt.[2])

---

[1]) Die Stelle aus diesem Gedichte lautet:

Der Halbmond, „Mondschein" in des Volkes Munde,
Ein schöner Tanzsaal vor der Stadt,
Steht da, beleuchtet schon zur Abendstunde,
Ein völlig glühendes Quadrat.

Man hört ihn meist von allen Lippen preisen,
Er leuchtete mit seinem Glanz
Wie jener Stern in Juda den drei Weisen,
Den Wienern zu Bankett und Tanz.

Abnehmend ist er jetzt, im letzten Viertel,
Der Mond, so daß man kaum ihn kennt;
Es hat die Ahnfrau Zeit aus ihrem Gürtel
Ihn schon zur Hälfte ausgetrennt.

[2]) Das Bild, den Graf Vasquez'schen Randvignetten entnommen, aus der Zeit der Zwanziger Jahre, zeigt uns die Front jener Häuser, die sich am Glacis von der Carlskirche bis zur Heugasse erstrecken. Das äusserste Haus rechts im Bilde ist die damalige Fruhwirth'sche Gewehrfabrik Nr. 9; die mit Holzgitter versehene Gartenmauer in der Mitte nebst dem zweifensterfrontigen Hause links gehörte zum Mondschein-Gasthause und das Hauptgitterthor war der Eingang in den Vorgarten, von dem man in das ganz frei stehende zwei Etagen hohe Tanzsaalgebäude gelangte; rückwärts breitete sich ein umfangreicher schattiger Garten aus, der aber heute gänzlich verbaut ist.